



OTTO BOBERTAG

22-02-1879 --- 25-04-1934

Dr. phil. Psych. Otto Ulrich Bobertag, die in 1903 was gepromoveerd als chemicus, was verbonden aan het Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlijn.

Bobertag gaf in 1914 *Mandevilles Bienenfabel* uit, waarvan hij de inleiding verzorgde. Bobertag herkent de psycholoog in Mandeville: „In der Tat glaube ich, wenn man Mandeville treffend charakterisieren will, kann man sagen: Sein Standpunkt ist der eines konsequenten Psychologen. Mit den Nachdruck auf *konsequent*.“

Mandeville is voor Bobertag een denker, geen filosoof, want „Abstraktion und Inkonsequenz gegenüber der lebendigen Wirklichkeit sind bekanntlich die Rettung aller Philosophie. Jeder, der diese Wirklichkeit scheinbar über Gebühr berücksichtigt, muss daher den Zunft-Philosophen verhasst oder wenigstens unbequem sein“.

Over de vergelijking die Macaulay maakt tussen Shakespeare en Mandeville, zegt Bobertag: „Der eine wie der andere ist jedenfalls ein sehr grosser Psychologe gewesen, und das bedeutet schon etwas, für einen Denker gewiss nicht weniger als für einen Dichter.“ Bobertag verduidelijkt bovendien dat men bij Mandeville niets kann uitrichten met de „beliebte Begriffssgegensatz: *Egoismus- Altruismus*“ en de „beliebte Begriffssgegensatz: *Optimismus- Pessimismus*“.

Het instituut waar Bobertag werkte, werd in 1933 door de nazi's "gleichgeschaltet". Bobertag, een fervent tegenstander van het nazi-regime, overleed op 25 april 1934 onder verdachte omstandigheden: "In both world wars, the German psychologists have not done anything to avert the enormous world catastrophe.(...) Only very few fought actively against National Socialism, among them Wolfgang Koehler and Otto Bobertag" , aldus Franziska Baumgarten.



Otto Bobertag, 1931

In 1934, twintig jaar na het uitkomen van zijn *Mandevilles Bienenfabel*, noemt Bobertag Bernard Mandeville nog in zijn artikel *Zum Kampf für und gegen die Psychologie*, in het *Zeitschrift für Kinderforschung*, 1934, Heft 1, blz. 193-8.

Hierin schrijft Bobertag in de laatste alinea een passage die herinnert aan Mandevilles openingszin van *Een onderzoek naar de oorsprong van de zedelijke deugd*:

“Es lässt sich bis jetzt noch nicht klar erkennen, wieweit die neue Bewegung [Nazi's] gewillt ist, die Psychologie in den Dienst von Erziehung und Unterricht zu stellen. Man sollte ihr das jedenfalls tunlichst erleichtern, indem man die Dinge so darstellt, wie sie in Wirklichkeit sind, nicht wie man sie sich ideologisch zurechtlegen kann.”

In 1919 vermeldt De *Socialistische Gids*, Maandschrift van de Nederlandse sociaal-demokraten, de SDAP, op blz. 83, “Otto Bobertag herdenkt Bernard Mandeville, den schrijver der bekenden bijenfabel, als oorlogspsycholoog van voor tweehonderd jaar.” Dit is een verwijzing naar Bobertags artikel *Ein Kriegspsychologe vor 200 Jahren* in de *Sozialistische Monatshefte* van 26 november 1918, dat verscheen vlak na de wapenstilstand van 11 november 1918, die een einde maakte van de Eerste Wereldoorlog (1914-1918). Dit artikel is het enige van Bobertag dat in *Sozialistische Monatshefte* is verschenen.

Dit artikel luidt als volgt.

OTTO BOBERTAG

EIN KRIEGSPSYCHOLOGE VOR 200 JAHREN

Bei der erstaunlichen Produktivität, die der Krieg auf literarischem Gebiet gezeitigt hat, kann es nicht wundernehmen, dass auch seine Einwirkung auf das menschliche Seelenleben bereits in einer ganzen Reihe von Schriften als ein besonderes Problem behandelt worden ist. Ungeheuer zahlreich und mannigfaltig sind ja in der Tat auch, sowohl im Feld wie in der Heimat, die Situationen, in denen der psychologisch eingestellte Beobachter Gelegenheit findet sich die Frage vorzulegen, wie denn all dies sonderbare, noch nicht Dagewesene, was er hier sieht und hört, nicht als äußeres Geschehnis, als kriegerische, politische, soziale, wirtschaftliche Tatsache zu beurteilen sondern, von innen gesehen, als rein menschliches Erlebnis, als Bewusstseinstatsache zu verstehen sei: wie es mit seinen bisherigen Anschauungen über seelische Wirklichkeiten und Möglichkeiten zusammenstimmt, und zu welchen neuen, tieferen Einsichten es ihn führen, zu welchen Zweifeln und Hoffnungen etwas ihn berechtigen mag.

So haben sich denn, neben der großen Menge der Tagesschriftsteller, Vertreter mancherlei Berufe, namentlich Ärzte und Erzieher, dem Thema Krieg und Seele zugewandt und aus ihren Beobachtungen vielfach auch Mahnungen und Verheißungen für die Zukunft abgeleitet; Fachpsychologen haben sich die Gelegenheit zu einer so hervorragenden praktischen Anwendung ihrer Wissenschaft nicht entgehen lassen; und aus den Kreisen des kämpfenden Heeres selbst sind einige Persönlichkeiten aufgetreten, die

ihre Eindrücke an der Front als documents humains, als Unterlagen für eine Erweiterung unserer Menschenkenntnis auszuwerten versucht haben.

Freilich, überblickt man das bisher Geleistete, so muss man wohl sagen, dass es sich hier erst um Ansätze und vorläufige Versuche handelt, die dem Stoff, den es zu meistern gilt, noch nicht so kühl und vorurteilslos gegenüberstehen wie dies im Interesse vollster Objektivität der Erkenntnis zu wünschen wäre.

Aber immerhin, eine Kriegspychologie als spezifisches Forschungsgebiet hat sich zweifellos bereits zu entwickeln begonnen, und es ist zu erwarten, dass sie, nachdem das Ende dieses tragischen Schauspiels gekommen, uns ein klareres und umfassenderes Bild ihres Gegenstands geben wird als es ihr bisher möglich gewesen ist.

Diejenigen, die dann berufen sein werden den psychologischen Ertrag des Krieges zu sichern und klarzulegen, werden sich zunächst nicht bloß der Aufgabe einer kritischen Sammlung alles verfügbaren Materials aus den letzten Jahren, den Kriegsjahren, gegenübersehen, sondern werden auch zurückschauend feststellen müssen, was etwa schon an Vorarbeiten und früheren Ergebnissen auf kriegspsychologischem Gebiet vorhanden und verwertbar wäre. Im Hinblick hierauf erscheint es nun von Interesse auf einen Schriftsteller zu verweisen, der neben seiner sonstigen, leider viel zu wenig geschätzten Originalität vielleicht den Ruhm beanspruchen darf der erste Kriegspychologe gewesen zu sein.

Dieser Schriftsteller ist Bernard Mandeville, den Kennern der Philosophiegeschichte als der Verfasser der Bienenfabel bekannt, eines im Jahr 1714 in London veröffentlichten Buches, das seinerzeit, wenn nicht das meistgelesene, so doch das meistgehasste und meistbekämpfte literarische Erzeugnis seines Landes gewesen ist. Als Haupttendenz dieses Werkes wird im allgemeinen nach einem herkömmlichen Schema die Verteidigung der Ansicht bezeichnet, dass die Laster der einzelnen Menschen notwendig seien, um die Gemeinschaft, der sie angehören, groß, reich, mächtig und angesehen zu machen. So unzulänglich eine solche Charakteristik des Buches ist, so weist sie doch in die Richtung, in der das Eigentümliche der Denkweise seines Verfassers zu suchen ist: nämlich die Überzeugung, dass das ganze verwickelte Spiel seelischer Triebkräfte, auf denen das Kulturleben einer Nation beruht, nicht von dem Standpunkt einseitig und ängstlich moralisierender Betrachtungsweise begriffen werden kann, von dem aus die vulgärpsychologische Beurteilung menschlichen Privatlebens zu geschehen pflegt. Mandeville stellt sich mit seiner Auffassung von der psychologischen Natur menschlicher Wertsysteme, wie sie namentlich in Religion und Moral zur Geltung kommen, völlig jenseits von Gut und Böse, und es ist erklärlich, dass er, ohne jede andere Schuld als diese, jederzeit und allerorten die heftigsten Angriffe erfahren hat und stets erfahren wird. Man wird wohl geneigt sein dies zuzugeben, wenn man im folgenden einiges von den militär- und kriegspsychologischen Betrachtungen kennen lernen wird. Die Mandeville in einer seiner letzten Schriften, *der Untersuchung über den Ursprung der Ehre und die Nützlichkeit des Christentums im Kriege*, angestellt hat. Dieses höchst merkwürdige Buch erschien in London im Jahr

1732 und enthält in 4 Dialogen den Meinungs­austausch zweier Männer, Cleomenes und Horatio, über die im Titel angegebenen Themata. Die beiden ebengenannten Personen sind die selben, die Mandeville bereits vorher einmal, in einem *als 2. Teil der Bienenfabel* veröffentlichten Buch, hatte auftreten lassen; Cleomenes, der Autor selbst; Horatio, ein „Mann von Ehre“ und Vertreter einer oberflächlich optimistischen Lebensauffassung des beau monde, wie sie in den Schriften Shaftesburys ihren sehr bezeichnenden zeitgenössischen philosophischen Ausdruck gefunden hatte.

Der 1. Dialog beginnt mit der Frage nach dem Ursprung des modernen ritterlichen Ehrbegriffs und findet ihn in dem Bemühen der mittelalterlichen Kirche für eine gewisse Sorte von Menschen ein wirksameres moralisches Bändigungsmittel zu finden als ihr in den Lehren des Christentums, namentlich seinen Vergeltungsideen, zu Gebot stand. Bei der Säkularisierung des Christentums nämlich, die es in den Dienst weltlicher Interessen stellte, hatte der Grundsatz, dass kein wahrer Christ ein Soldat sein könne, aufgegeben werden müssen. Aber es war nun vorauszusehen, dass diejenigen, deren Gewissen ihnen einen solchen Verstoß gegen die Religion des Friedens erlaubte, es auch mit der Erfüllung der übrigen Christenpflichten leicht nehmen würden. Sie mögen immerhin aufrichtig Gläubige gewesen sein, denn eine allgemeine Erfahrung lehrt, dass die Praxis derer, die sich Christen nennen, unaufhörlich mit der von ihnen vertretenen Theorie im Widerspruch steht: „Unzählige Sünden werden insgeheim begangen, die die Gegenwart eines Kindes oder der unbedeutendsten Person hätte verhindern können — und das von Menschen, die an Gottes Allwissenheit glauben und seine Allgegenwart niemals bezweifelt haben“. Die Kirche, der die Erziehung des damals noch recht primitiven Menschen zugefallen war, musste also auf weitere Mittel sinnen: Da die Furcht oder Verehrung gegenüber etwas außer ihm Befindlichem (und wäre es selbst ein Gott) nicht hinreichend war, um den Menschen in Banden zu halten, verfiel man darauf ihn zu einem „Gegenstand der Verehrung für ihn selbst“ zu machen oder, wie es ein andermal heißt, „ein Idol aufzurichten, das sein eigener Anbeter sein soll.“ Dieses hohe Ziel wurde nun in der Hauptsache dadurch erreicht, dass man dem Selbstgefühl des Menschen, seiner Neigung vorteilhaft von sich zu denken, geschickt entgegenkam und der tief in seiner Natur wurzelnden Furcht vor Schande die Aufgabe übertrug, der sich seine Furcht vor einer unsichtbaren strafenden Gewalt nicht gewachsen gezeigt hatte. So entstand die *Ehre*, für den gewalttätigen, kriegerisch gesinnten Teil des Volkes als ein Ersatz für christliche Tugend, aber im Hinblick auf den Zweck beider, die moralische Erziehung des Menschen, die geistreichere Erfindung, weil sie seinen Fähigkeiten und Bedürfnissen viel besser angepasst ist. Obgleich wahrem Christentum in allen Punkten diametral entgegengesetzt, ist doch der Ehrbegriff im Lauf der Jahrhunderte eine immer innigere Verbindung mit der Religion eingegangen. Die römische Kirche nämlich, in der richtigen Erkenntnis, dass sie sich zur Vermehrung und Erhaltung ihrer Autorität auf die Gewalt der Waffen stützen müsse, schmeichelte sich schon frühzeitig beim Kriegsvolk ein und verstand es alle tapferen Männer zu ihren Werkzeugen zu machen; sie kam deren Instinkten und Neigungen, von denen sie sonst das Schlimmste zu befürchten gehabt hätte, mit Verständnis entgegen und wusste durch tausend oft recht törichte oder anmaßliche Einrichtungen und Veranstaltungen das Prinzip der Ehre mit dem des Christentums dem äußern Schein nach zu versöhnen.

Die übrigen 3 Dialoge sind dann in der Hauptsache dem Nachweis gewidmet, dass christliche Religiosität und kriegerischer Charakter in einem unüberbrückbaren Gegensatz zu einander stehen. Die soldatischen Tugenden entstammen der Disziplin und haben ein lebhaftes Ehrgefühl zur Voraussetzung; Stolz, Ruhmsucht und Furcht vor Schande sind dessen psychologische Grundlage. Friedfertigkeit und Demut sind am Tag der Schlacht keine vielversprechenden Eigenschaften, ein zerknirschtes Gemüt und reuiges Herz keine günstige Vorbereitung zum Kampf. Der einzige Krieg, in den ein echter Christ sich einlassen darf, ist der gegen 'Welt, Fleisch und Teufel, über die zu triumphieren das höchste Ziel seines Ehrgeizes sein muss.

Diese These bemüht sich Mandeville mit großem Eifer und Scharfsinn in der Person des Cleomenes gegen eine Reihe von Einwänden aus dem Mund seines Partners Horatio zu verteidigen. Im Anfang des 3. Dialogs erwähnt Horatio die oft gehörte Behauptung, dass die besten Christen auch die besten Soldaten seien. Cleomenes antwortet, wohl gebe es nirgends bessere Soldaten als unter den Christen, aber auch nirgends bessere Maler, unter beiden pflügten die hervorragendsten aber nicht gerade auch die besten Christen zu sein; das Evangelium lehre die Menschen ebenso wenig kämpfen wie malen. Dass man die Kanzel trotzdem mit einem gewissen Recht als *kirchliche Trommel* bezeichnet hat, liegt nicht daran, dass man jemanden zum Fechten veranlassen könne, bloß indem man ihm das Wort Gottes predigt. Der Grund ist vielmehr der, dass es im Fall religiöser Gegensätze besonders leicht ist durch aufreizende Reden der stets vorhandenen Neigung der Menschen zu Hass und Verfolgung kräftige Nahrung zuzuführen. So wird die Leidenschaftlichkeit und Grausamkeit der Religionskriege verständlich, in denen sogar die Schlechtesten sich ein Verdienst um die Religion, deren Vorschriften sie doch nur übertreten, erwerben können.

In den weiteren Ausführungen verweist Mandeville insbesondere auf die Erfahrungen aus den letzten großen Bürgerkriegen in Frankreich und England und auf die Zustände in den Armeen Condes und Cromwells im Gegensatz zu denen der Liguisten und der Königlichen; und er leitet sich hieraus zunächst den Einwand ab, dass die Religion im Krieg doch eine große Kraft entfalten könne. Allein, so begegnet er diesem Einwand, der Gegensatz der feindlichen Heere in puncto Religiosität und Sittenstrenge ist in beiden Kriegen leicht aus den politischen Interessen ihrer Führer zu erklären. Von wahren Christentum waren auch die Hugenotten und die Roundheads nicht beseelt. Der ganze religiöse Apparat in Cromwells Heer diene politischen Zwecken, wie denn schließlich auch die Ziele, um die sie kämpften, nicht religiöser sondern politischer Natur waren. Man muss auch bedenken, dass es für einen geschickten puritanischen Prediger, der sich das Vertrauen seiner Partei erworben hatte, nicht schwer war einen armen, misshandelten Mann so zu bearbeiten, dass er das Rachegefühl in seiner Brust für Liebe zu Gott, und vielleicht den Zorn über eine empfangene Verwundung für religiösen Eifer hielt. Jene braven Männer, die ruhigen Gewissens gleichzeitig beten und fechten, Psalmen singen und Unheil anrichten konnten, mögen in vieler Hinsicht moralisch einwandfrei gewesen sein, aber der echt christlichen, heilsnotwendigen Tugenden haben sie gewisslich ermangelt. Ein weiteres Argument für die Bedeutung wahren Tugendsinnes im Heer bringt Horatio in seinem Hinweis auf die Erfahrung der Offiziere, dass die Gesittetsten und

Nüchternsten auch die verlässlichsten Soldaten zu sein pflegten. Demgegenüber erklärt Cleomenes, dass die Offiziere von ihren Leuten im allgemeinen nicht mehr an Tugend verlangen als nötig ist, um sie am Desertieren, Stehlen und Krankwerden zu verhindern. Was sonst von einem Soldaten in und außer dem Dienst gefordert wird, kann er ebenso gut ohne Christentum leisten wie ohne den Besitz eines Landguts. Die Hauptsache bleibt immer, dass er Tapferkeit und reges Ehrgefühl zeige, und um etwaigen Verfehlungen in diesem Punkt entgegenzutreten, bedarf man keines Geistlichen, sondern verfügt über andere, wirksamere Mittel. Ließe er sich, ganz im Sinn von Christi Mahnung, eine Ohrfeige gefallen, so wäre er, obwohl sonst der tugendhafteste Mann der Welt, als Soldat erledigt und nicht würdig noch länger des Königs Rock zu tragen.

Man sollte also, so meint Horatio nun, wohl der Meinung sein, dass das Evangelium dem Soldaten nur schaden könne. Aber woher stammt dann der Nutzen der Feldgeistlichen, von denen man doch wisse, dass sie oft genug die Tapferkeit und Kampfbegier der Soldaten angefeuert haben? Nichts ist, so antwortet Cleomenes, für einen, der kämpfen soll, wichtiger als die Überzeugung, dass er Gott auf seiner Seite habe: Si Deus pro nobis, qui contra nos? Diese Überzeugung in den Heeresangehörigen zu stärken ist die Aufgabe der Geistlichen, deren Redekünsten sich hier ein unbegrenztes Feld eröffnet. Durch den Glauben an die Gerechtigkeit ihrer Sache und den Beistand des Himmels können selbst moralisch recht minderwertige Leute, die sonst keinerlei versittlichenden Einfluss von der Religion erfahren, zu erstaunlichen Leistungen geführt werden. Man braucht nur ihren Aberglauben geschickt zu bearbeiten, und die Begeisterung, die so ansteckend ist wie das Gähnen, ergreift schließlich auch den liederlichsten Gesellen, der sich vielleicht den Tag und die Nacht vorher wer weiß wo herumgetrieben hat. Mancher versteckte Sünder, der nie den geringsten Anteil an einem Gottesdienst nimmt, fühlt sich durch das fromme Gebaren der anderen in gewissem Sinn erhoben und macht sich vielleicht gar aus der Langeweile bei der Predigt, die er hat über sich ergehen lassen müssen, ein Verdienst, für das ihm der Himmel nun auch eine besondere Vergütung schulde. Übrigens, sind die Feldprediger im allgemeinen keine strengen Kasuisten, jedenfalls keine Prediger des Evangeliums. das ihren Zwecken wenig dienlich ist. Zu geeigneten Zeiten dürfen wohl mal die wahren Lehren Christi vorgetragen werden, so in Winterquartieren, oder wenn sonst kein Feind in der Nähe ist. Sobald aber eine Schlacht bevorsteht, wird die Maske fallen gelassen: kein Wort mehr von Demut oder Nächstenliebe, nur der Mut und das Selbstgefühl der Soldaten werden zu beleben versucht; alles Niederdrückende, wie die Erwähnung ihrer Sünden, wird ihnen jetzt sorgsam ferngehalten, oder wenn es ja einmal berührt wird, so geschieht es sehr vorsichtig und nur, um durch den Kontrast gegen die darauf folgende Aufmunterung diese um so wirksamer zu gestalten. Ist die Armee einmal unterlegen, so wird der Prediger nicht der Feigheit der Soldaten sondern ihrem mangelnden Glauben die Schuld geben und sie ermahnen mehr Vertrauen zu Gott und besonders zu seinem Beistand zu haben -- wobei er freilich die Konsequenz übersieht, dass sie dann wohl überhaupt nicht gefochten hätten.

Cleomenes schließt seinen Ausfall gegen die Überschätzung der Religiosität in Cromwells Heer mit einer Kritik der Fasttage, die darin eine gewisse Rolle

spielten. Wären sie, als Tag der Kasteiung und Busse, wirklich ernst gemeint gewesen, so würden sie die Stimmung und damit den Wert des Heeres sicher beeinträchtigt haben. Tatsächlich handelte es sich aber nur darum, dass solche besonderen Gebetsübungen durch ihr festlich-ernstes Gepränge einen sehr vorteilhaften Eindruck auf die Soldaten machten und ihnen immer wieder Gelegenheit gaben sich der Gunst des Himmels zu versichern. Mandeville weiß mit bewundernswürdiger Sachkenntnis und Einfühlungsgabe die verschiedensten Situationen des kriegerischen Lebens seiner Zeit auszumalen und zu deuten und glaubt am Ende seiner Ausführungen bewiesen zu haben, dass "in einer wohldisziplinierten Armee gottesdienstliche Handlungen und ein äußerer Schein von Religiosität der Erlangung des Sieges außerordentlich dienlich sein können, obgleich der General, der sie anordnete, ein Atheist, die Mehrzahl der Geistlichen, die sie vollzogen. Heuchler und der größte Teil der Mannschaften liederliche Kerle waren".

Horatio, von der Beweisführung seines Partners überzeugt, stellt am Schluss des Buches die Frage, warum spätere Generale, wie Wilhelm III., Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough, ihre Armeen nicht nach dem Vorbild der Cromwellschen eingerichtet haben. Cleomenes antwortet, dass den späteren Zeiten der religiös erregte Geist gefehlt habe, der eine notwendige Voraussetzung der Zustände im Revolutionsheer gewesen sei. Gegenwärtig gebe es andere Mittel, um die Leute tapfer zu machen: was man einst durch die Maske der Heiligkeit zu erreichen hoffte, wird jetzt durch feinem Schliff und stärkere Betonung des modernen Ehrbegriffs erstrebt. Sowohl unter Offizieren wie unter Soldaten hat sich jetzt eine gewisse Ritterlichkeit ausgebreitet, von der früher wenig zu merken war, und die jetzt durch alle ihre Laster und Ausschweifungen hindurchleuchtet. Daher sieht man nun auch mehr auf das Äußere in Kleidung und Auftreten, auf bessere Manieren und saubere, kleidsame Uniformen. Dieser Fortschritt in der Kunst der Schmeichelei ist sehr zu begrüßen; denn durch solche Mittel wird die Befriedigung der Eitelkeit zu einem Teil der Disziplin gemacht, und der Stolz des Soldaten muss entsprechend der Genauigkeit wachsen, mit der er den Dienstvorschriften nachkommt. Und ferner: Die Hauptsache in der modernen Kriegführung sind Geld, viel Truppen, Strategie und Disziplin. Warum macht man sich dann heutzutage noch Sorge um die Religion und zahlt Geld für Prediger und Andachten? Dies geschieht, so lautet die Antwort, damit das Volk nicht argwöhne, die Religion werde von der herrschenden Klasse vernachlässigt. Die große Masse, stehe sie auch moralisch noch so tief, ist nie ohne Aberglaube, und dies muss bei den Maßnahmen der Politiker stets berücksichtigt werden: „Überall gibt es unter dem niedern Volk, verkommene Burschen, die vor keiner Sünde zurückschrecken und sich, (wenn nur für den üblichen Gottesdienst gesorgt wird, obwohl sie ihm nie, nahekommen) in ihrem schlechten Lebenswandel durchaus wohl fühlen, die es aber äußerst übel nehmen würden, wollte ihnen jemand im Ernst sagen, dass es keinen Teufel gebe.“

Überblickt man die im vorangehenden kurz skizzierten Ausführungen Mandevilles als Ganzes, so darf man wohl sagen, dass sie geeignet sind manchen wohlwollend denkenden oder optimistisch veranlagten Menschen abzustößen, wenn er ihnen vielleicht auch wegen der Originalität und Kraft der Rede und der Witzigkeit der Einfälle eine gewisse Anerkennung nicht

versagen kann. Es ist wahr, die Eindringlichkeit und manchmal nicht zu verkennende Genugtuung, mit der Mandeville die Fehler und Schwächen, all das Unechte und Hohle und den Zug zum Niedern im Menschen, kurz, den ganzen barocken Reigen menschlicher Unzulänglichkeiten ans Licht zerrt und als das Ausschlaggebende hinstellt, wirkt nicht gerade erfreulich und lässt argwöhnen, dass ihm ein wichtiges Organ, um Gesinnungen und Leistungen einer höhern Art zu verstehen, nicht gegeben war. Namentlich wenn man, was ja nahe liegt, seine Ansichten auf die Gegenwart, auf die Verhältnisse dieses Krieges anwendet, so wird mancher sich dagegen sträuben sie als zutreffend zu bezeichnen. Und doch werden wir später bei Betrachtungen auch über diese Zeit das Allzumenschliche nicht übersehen dürfen. Sonst wird uns die Kriegspsychologie nicht diejenigen tieferen Einblicke in manche Regionen des menschlichen Seelenlebens gewähren können, die wir von ihr zu erwarten berechtigt sind. Erinnern wir uns an das, was Nietzsche an einer Stelle seiner Genealogie der Moral über das Haupthindernis aller ehrlichen, tieferdringenden Psychologie sagt, die „schändlich vermoralisierte Sprechweise, mit der nachgerade alles moderne Urteilen über Mensch und Ding angeschleimt ist“.

Hoffen wir, dass die künftigen Kriegspsychologen dieser Worte eingedenk sein werden; sie werden dann auch mit Vorteil auf Mandeville zurückgreifen können, dem, wie man auch sonst über ihn und seine Art denken mag, jedenfalls das nicht abgesprochen werden kann, dass er den Kampf gegen jene *crux psychologiae*, die Vermoralisierung unseres Denkens, mit Nachdruck aufgenommen und mit Erfolg durchgeführt hat.